

Er riß den Umschlag des Briefes auf und überflog die Schriftzeichen, die er heute zum ersten Male sah. Mar und ruhig hoben sie sich von dem Papier ab.

Er las sie zweimal hintereinander, und doch waren sie so schlicht und einfach, daß ein Kind, das sie einmal hörte, den Sinn verstehen mußte.

„Lieber Jürgen!“

Ich kann Sie heute nicht mit „Herr Graf“ anreden. Es ist mir zu fremd und fernob. Täte ich's doch, läme vielleicht etwas ganz anderes heraus, als was ich eigentlich sagen wollte. Das würde in unserer Lage sehr gefährlich sein. Das beiden kann einzig die schone alte Offenheit von früher helfen.

Lieber, guter Jürgen, wie muß man Sie gerührt und geholt haben, daß Sie Gottfried Puchowits Tochter heiraten wollten! Verzeihen Sie mich recht.

Wenn ich das sage, meine ich mit andern Worten, wie elend müßten Sie sein, daß Sie sich selbst so unzureichend schätzen könnten! Ich weiß, wie Sie auf diesen Gedanken gekommen sind. Wort für Wort habe ich — im Schrift, meinem Vater die Medizin zu bringen — durch die dünne Verbindungslinie Ihre nicht gerade im Blüthenalter geführte Unterhaltung mitangehört. Tagelöhnergehörten bin ich aus einem ganz besonderen Grunde nicht. Ich hätte dann für das, was ich Ihnen mitgedrungen sagen mußte, keine rechte Gelegenheit gefunden. Sie konnte ich nur erlangen, wenn ich die Sache reifen ließ. Eine Edelachtigkeit von meiner Seite liegt wohl nicht darin.

Was's tun zu machen. Sie wollten mich nicht aus freiem Antriebe, lieber Jürgen, und hätten mich doch genommen, aus Gründen, die mir nun ja nicht mehr fremd sind, die ich sogar billigen und verstehen kann.

Ich hätte Sie wohl gemocht und vielleicht sogar geheiratet, wenn die Gewitternacht damals nicht gewesen wäre, in der Haken die Keinen Italiener ausreifen. Sonst, nicht wahr?

Am Morgen danach haben wir, der Herr Ranz und ich, uns nämlich auf der alten Mäthenwiese verlobt. Und nun las ich nicht mehr von ihm. Das habe ich vor einer Stunde auch meinem Vater erklärt. Der Umstand, daß ich nach dieser Mitteilung überhaupt in keine Lage, einen richtigen Brief mit richtigen, geraden Buchstaben zu schreiben, beweist Ihnen, daß ich wohl meinen Willen durchsetzen werde. Natürlich ganz langsam. Sollte es gar zu lange dauern, dann springe ich ihn mit dem mir anvertrauten und vielleicht auch angeborenen Eigensinn. Sofort nach erfolgter Großjährigkeit heiraten wir in diesem Hause und werden — Inzwischen auf Bornhögen unter Ihnen. Vater und Mutter Ranz kriegen bei uns ein Stübchen und besorgen die Bienen. Damit ist esheret dann auch gleich für Sie unschädlich gemacht. Nicht wahr, lieber Jürgen, so viel Anhänglichkeit werden Sie von der Kindheit her wohl noch für uns übrig haben, daß Sie uns diesen kleinen Gefallen erweisen? Wenn alles nicht geflossen hat, das hilft sicherlich, oder meinen Sie, daß mein Vater seine Tochter als „Ihre Zuspelnerfrau“ ertragen könnte?

Ich verspreche Ihnen sogar im voraus, während dieser Zeit „Herr Graf“ zu sagen. Was Ihre Frau kann ich nicht „Frau Grafen“ nennen. Das wäre mir zu dumm. Sie muß sich schon wieder mit dem schlichten „Marianne“ begnügen. So, nun ist es heraus. Ich muß mich wieder „Du“ nennen, Jürgen Gertingen, es geht nicht anders, und ich kann auch nicht den Mund halten, sonst erlöste ich an dem, was mir noch auf dem Herzen liegt. Ich muß mich darum hüten, wenn Du's nicht allein weißt. Lauf auf dem kürzesten Wege nach Buchenwalde und bringe Deine Sache in Ordnung. Ihr beide habt auch

nun doch wahrscheinlich lange genug gesehnt. Und wenn es so weit ist, dann sage es mir, damit ich —

Weiter kommt er nicht. Die Hand mit dem Briefe flackert schief zur Seite. Die Kettung ist abgeschnitten, die Klänge der Klänge nutzlos, der Schicksal des Traumas naht. Und doch sollte er die Hände und dankt seinem Gott für diesen Ausgang. Mit einer andern in ihrer Nähe, das wäre doch wohl über seine Kraft gegangen. Wie kommt Trude Puchowits eigentlich zu den letzten Sätzen in ihrem Briefe? Woher weiß sie? Er lächelt bitter. Eine sonderbare Frage. Alle, die ihn kannten, mußten es gefühlt haben. Sie, die es anging, am meisten. Aber sie war blind gewesen. Vor ihren Augen stand der andere und schnitt ihr den Blick auf ihre Umgebung ab. Tante mußte Trude Puchowits nicht.

Jetzt kein Wort mehr davon. Es muß alles einmal ein Ende haben. Nur ein Schwächling läßt den Rest seiner Kraft von dem Feuer verbrennen, das nicht für ihn glüht.

Nach diesem gab es keinerlei für ihn zu tun. Die Abfassung des Briefes an den nächsten Agnaten, Graf Herbert von Gertingen in Holschlagert, die Erklärung Tante Berta gegenüber und zuletzt die Entfaltung — an Marianne, ohne jede Verjährung der wahren Geschichte.

Ein wenig schob er die noch hinaus. Bitterkeit kochte ihm bis dahin irgend jemand, daß Graf Puchowits jüngster Sohn doch noch den einzigen Weg, der ihm offen blieb, betreten hätte. Zudem mußte der Gang zu ihr auch zugleich der Abschied von ihr sein, nach dem es kein Wiedersehen gab. Sobald die Uebergabe an seinen Nachfolger fortgefunden haben würde, ging er über das Meer. — (Schluß folgt.)

Das ewig frohe Lied.

Das muß ein Gottesengel sein, Der mit uns wandert aus und ein, Und dessen leises, frohes Lied Durchs Haus und durch die Seele zieht. — Im Tagesbrausen hör ich's klingen: „Ich will von deiner Güte singen!“

Ein Böglein, das an heiler Wand Ein Stübchen nur zum Rasen send, Pflzt sein Gefieder weiß und grau Legt's Köpfchen seitwärts, äugelt schau, Dann hebt es jubelnd seine Schwingen, „Es will von Gottes Güte singen.“

Ein Gottesvater auch, jenseits, Ein Kindesantlitz hell und klar, Wenn Kinderaugen voll Vertrauen's Dir ins vergrünte Anlitz schen'n, Dann senkst du reizig deine Lider, — Dem lieh, der Himmel grüßt dich wieder.

Häng's übertags oft schwebend und grau, Am Abend wird der Himmel blau; Es lächelt dir nach Sturm und Regen Ein reiches, goldner Gottesbogen, Und durch die Fluren bläst du's klingen: „Ich will von deiner Güte singen.“

Auf, Menschenherz, himm an dein Lieb, Und wandle wo der Engel zieht, Ten ungeschämtes Kindeshocken Zerß da am Vaterherzen stillen; Sturm, Zeit und Leid, es braust vorbei, — Nur eines bleibt dir ewig treu; Traum laß es hier schon festhaft klingen: „Ich will von Gottes Güte singen!“

H. Hoffmann.

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Niesner Tageblatt“.

Nr. 26.

Niesna, den 30. Juni 1906.

29. Jahrg.

Leute vom Pommernland.

Roman von Räte Lubowits. Fortsetzung.

Als ein Hipweiser einst die Kaffellation der grausamen Kartenerkennung des Mitternachts vornahm, vergaß er die Erwählung des ausföndlichen und qualmenden unter ihnen, das, als einziges von der modernen Zeit übernommen, sich „das Warten auf den Ausgang“ nennt.

Graf Jürgen von Gertingen empfand seinen Traud stündlich. Er wand sich unter innerlichen Qualen, ohne daß ihm auch nur der Gedanke an eine etwaige Treulosigkeit des Bruders gekommen wäre. Seit der Abfassung des Telegramms war er wie im Fieber. Er konnte nicht anders denken, als: „Er muß ja kommen und alles aufklären. Nur warten, warten. Es geht alles im Leben vorüber. Auch die Dunkelheit des Schicksals und der wahnwitzige Traud auf das Verkenntmögen wird schwinden, sobald das Licht der Wahrheit sich entzündet.“ — Hans Feinrich hatte nicht, wie er bei Abfassung seines Telegramms als sicher voraussetzte, seine Ankunft mitgeteilt.

Wozu eigentlich auch? Es war ja so selbstverständlich, daß er eintref, sobald es ihm möglich war. Jürgen konnte die Verbindung der Jäger genau. Trophäen begann er zum hundertsten Male auszurechnen, wann der Bruder da sein könnte.

Am zwei Uhr nachmittags hielt der leichte Jagdtrojan auf der Rampe, ganz wie sonst. Nur Jürgen war ein anderer geworden. Seine Bewegungen waren kraftlos und müde wie bei einem Geistes, der sich nur darum beim Aufsteigen seiner Kälte bedient, weil er noch jung erscheinen will. —

Als sie drei Stunden später ohne Hans Feinrich zurückkamen, war es mit seiner Kraft doch zu Ende. Der junge Diener mußte ihn fast vom Wagen in das Schloß hineintragen.

„Ich will ein paar Stunden ganz ungestört sein,“ behauptete er heiser, als er endlich in seinem Zimmer angekommen war. „Niemand soll herein, niemand, höre ich?“ Der Diener verzogte sich mit zitternden Knien. Man war er allein.

Er sah und sann, ohne sich zu regen. Warum war Hans Feinrich nicht gekommen? Hatte — er — Ursache, — die Aufklärung zu suchen? Woher Gott, nur das nicht denken, nur das nicht! Sie waren ja eines Blutes und eines Namens. Er schüttelte sich. Pst! Teufel, wie schlecht macht die brennende Angst vor der Zukunft!

Noch einmal telegraphieren! Er konnte doch krank sein, unfähig zum Kommen, oder auch vertriebt im Schutze des Gemeinens. Ja, so würde es sein. Doch dem ging noch einmal eine lange Treppe an Hans Feinrich ab. Diesmal mit der wollen Unterdeckel des Hosenbündels: Jürgen, Graf von Gertingen. Schloß Bornhögen bei Porzitz. Nach fünf Stunden kam sie als unbehaglich zurück mit dem Bemerkung: „Wissenschaft gestern abend sechs Uhr vom Söbberhof aus vertriebt. Wohin unbekannt.“

Als Jürgen von Gertingen das gelesen hatte, schob er sich in sein Zimmer ein.

Eines Blutes und eines Namens mit ihm — und demnach.

Sollt mich nicht! Warten! Warten! Aber nicht mehr lange. Sonst geschick ein Anglist. Warum eigentlich warten. War nicht der Beweis bereits erbracht?

Und demnach konnte es sich vielleicht noch anders aufklären. Aber wie? wie? Er mußte jetzt, was er als nächstes tun mußte. An Ort und Stelle Erkundigungen über ihn einziehen. Nach Heidelberg fahren.

Langsam überlegte er, ob er zu Tante Berta davon sprechen sollte. Schließlich gab er ihr aber doch eine andere Erklärung für seine plötzliche Reise, nämlich die, durch etwas Unausführbares dazu gezwungen zu sein. Tante Berta hätte sich zu einem andern Zeit fraglos ihre eigenen, tiefgehenden Gedanken über das alles gemacht. Jetzt tat sie es nicht.

Der Mann, dem ihre Jugend gehört hatte, und dem ihr Alter geweiht war, ging seiner Auflösung entgegen. Es kam nicht unerwartet. Es war die Bekämpfung dessen, das sich zwei Jahre vorbereitet.

Aber sie sah nur doch an Schicksalswege und wartete, daß der liebe Augenblick, von dem damals der Versuch so zweifelsfrei gesprochen hatte, kommen sollte.

Dadurch entging Graf Jürgen allen Fragen, die, wenn auch von der teilnehmendsten Liebe eingegeben, ihn doch unendlich gequält hätten, weil er nicht zu lägen verstand. Einen Tag später fuhr er nach Heidelberg ab. —

Unterdessen hat Heulein von Salkenbruch viel zu tun. Mit dem Hauptmann geht es zu Ende. Sie denkt an den Ausdruck der Kerze, daß vor seinem Tode noch einmal ein letzter Augenblick kommen wird. Sie sitzt still an seinem Bette, sein Lied geht ihr durch den Sinn, das süße kleine Lied, das er für sie gedichtet hat. Seine sagt sie es vor sich her:

Im kleinen Stübchen Ein trauriges Stübchen, Da saßen wir beide Weltfern vom Leide, Du und ich!

Der Hauptmann versucht, sich emporzurichten, es gelingt ihm nicht. Erst als sie den Arm unter seinen Nacken legt, vermag er es. Seine Augen sind klar und licht, aber sie schauen über ihre Haupt hinweg in die Ferne. Und jetzt spricht er ganz leise:

O selige Stunden, Wie lieb ich euch! Wo weltbergesessen Weisammengesessen Du und ich!

Tante Berta neigt sich auf seine Hand und küßt sie. Er liegt ruhig und sieht sie wie vor dem unablässigen an. „Wer bist Du?“ fragt er endlich zaghaft wie ein Kind. „Berta von Salkenbruch bin ich, Oerb, kennst Du mich immer noch nicht?“

Er nickt, ein Lidchen steigt auf seinem Gesicht. Da zieht auf der Wandbüchse am Schlosse vorbei die Porzitzer Artillerie, die letzten Gefänge der Soldaten schallen in das Krankenzimmer. Der Aufschlag der Pferde und das Donnern der Räder verhallen. Nach einer Weile bewegt der Hauptmann die Lippen. Seine Hand tastet zu der am Bette knieenden Frau: „Berta,“ sagt

ben nly die we ere em id, die ich, rge alb ser, erte chr die ab to, ab ar ja ten ob ab chr | mit *